

JEMMA  
WAYNE

ROMAN

DER  
SILBERNE  
ELEFANT

— EISELE —

## **Das Buch**

Eine tiefe Krise überwinden – das müssen Emily, Vera und Lynn. Aber wie soll das gelingen, wenn der Schmerz groß, die Erinnerung bitter, die Perspektiven düster sind?

Jede der drei Frauen kämpft für sich allein, bis sie lernen, sich einander anzuvertrauen. Und den Kampf gegen ihre Dämonen gemeinsam aufzunehmen.

*Der silberne Elefant* ist die Geschichte dreier ganz unterschiedlicher Frauen, von denen jede auf ihre Art mit ihrem Schicksal hadert.

Ein bewegender Roman über die Bewältigung traumatischer Erlebnisse und die Versöhnung mit der eigenen Geschichte.

## **Die Autorin**

JEMMA WAYNE arbeitet als freie Journalistin, Theater- und Romanautorin.

Ihr Debüt *Der silberne Elefant* schaffte es auf die Shortlist des Waverton Good Read Awards und auf die Longlist des Bailey's Women's Prize for Fiction sowie des Guardian's Not the Booker Prize.

Die Idee zum Roman kam Jemma Wayne bei einer Wohltätigkeitsveranstaltung für Überlebende des Völkermords in Ruanda, bei der sie zum ersten Mal mit Zeitzeugen über die verheerenden Gewalttaten des Krieges sprach. Die Autorin lebt mit ihrer Familie im Norden Londons.

JEMMA WAYNE

**DER  
SILBERNE  
ELEFANT**

Roman

Aus dem Englischen von Ursula C. Sturm

**EISELE**

Die Originalausgabe »After Before« erschien 2014 bei Legend Press, London.

ISBN 978-3-96161-111-9

1. Auflage

© 2014 Jemma Wayne

© 2021 der deutschsprachigen Ausgabe

Julia Eisele Verlags GmbH, München

Elefanten-Icon: Liv Iko, Noun Project

Umschlaggestaltung: FAVORITBUERO, München

Umschlagabbildungen:

© Shutterstock Autorenfoto: © A.P. Wilding

E-Book: [LVD GmbH](#), Berlin

Alle Rechte vorbehalten.

# Inhaltsverzeichnis

[Über das Buch / Über die Autorin](#)

[Titel](#)

[Impressum](#)

[Widmung](#)

[Kapitel eins](#)

[Kapitel zwei](#)

[Kapitel drei](#)

[Kapitel vier](#)

[Kapitel fünf](#)

[Kapitel sechs](#)

[Kapitel sieben](#)

[Kapitel acht](#)

[Kapitel neun](#)

[Kapitel zehn](#)

[Kapitel elf](#)

[Kapitel zwölf](#)

[Kapitel dreizehn](#)

[Kapitel vierzehn](#)

[Kapitel fünfzehn](#)

[Kapitel sechzehn](#)

[Kapitel siebzehn](#)

[Kapitel achtzehn](#)

[Kapitel neunzehn](#)

[Kapitel zwanzig](#)

[Kapitel einundzwanzig](#)

[Kapitel zweiundzwanzig](#)

[Kapitel dreiundzwanzig](#)

[Kapitel vierundzwanzig](#)

[Kapitel fünfundzwanzig](#)

[Kapitel sechsundzwanzig](#)

[Kapitel siebenundzwanzig](#)

[Kapitel achtundzwanzig](#)

[Kapitel neunundzwanzig](#)

[Kapitel dreißig](#)

[Kapitel einunddreißig](#)

[Kapitel zweiunddreißig](#)

[Kapitel dreiunddreißig](#)

[Kapitel vierunddreißig](#)

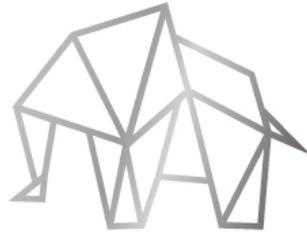
[Ich danke ...](#)

## EMPFEHLUNGEN

*Für James*







## KAPITEL EINS

**S**IE SAGTE, sie heiße Emily. Das war für die Leute in England seit jeher einfacher auszusprechen gewesen als Emilienne, und sie war nicht bereit, auch noch diesen Teil ihrer selbst preiszugeben. Zu opfern.

»Okay, Emily, haben Sie Erfahrung als Reinigungskraft?«, fragte die weiße Frau mit dem dicken Hals und schob die auf dem Schreibtisch zwischen ihnen liegenden Formulare zusammen. Sie musterte sie mit wachsender Ungeduld, während Emily überlegte. Die Frage war alles andere als einfach zu beantworten. Die Worte, glatt wie das Fleisch unter der Schale einer Süßkartoffel, waren der Frau ganz leicht über die Lippen gekommen wie so viele andere, die man Emily im Laufe der Jahre an den Kopf geworfen hatte: dumm, undankbar, Kakerlake. Emilys Gedanken wanderten über den schmutzigen Fußboden ihrer Einzimmerwohnung, dem sie bislang nie auch nur mit einem Staubsauger gedroht hatte, dann zum Haus ihrer Tante, in dem sie vorher gewohnt und

dessen spiegelblanke Fenster und Türknäufe sie geputzt hatte, und schließlich, widerstrebend, zu den dunklen Blutflecken, die sie vom Fußboden ihres Vaters geschrubbt hatte.

»Ja«, sagte Emily entschlossen. »Ich habe Erfahrung.«

Ihr Lächeln entblöste mehr Zahnfleisch, als ihr lieb war, und zudem die Lücke zwischen ihren Schneidezähnen, aber es war wichtig, stets zu lächeln. Ein Lächeln signalisierte Offenheit, Aufrichtigkeit, Vertrauen.

»Irgendwelche Referenzen?«

»Nein.«

Die Frau seufzte. »Also keine Erfahrung.« Sie schnalzte mit der Zunge und machte das Kreuz jetzt in dem falschen Kästchen auf dem Anmeldeformular.

»Sie hatten nicht nach Referenzen gefragt, sondern ob ich Erfahrung habe«, warf Emily nervös ein.

Doch die Frau lächelte nur, als hätte sie mit derlei Unwissenheit bereits gerechnet. Emily erwiderte das Lächeln. Auf Wissen kam es nicht an, hatte Auntie ihr einmal erklärt. In diesem Land kam es allein auf die Bereitschaft zu arbeiten an, die Bereitschaft, auf Knien die Flecken von den Böden zu schrubben, die den englischen Frauen zu tief unten waren. »Sie werden Gewerbeimmobilien putzen«, fuhr die Frau fort, und dann ratterte sie ohne Vorwarnung die Namen von Reinigungsmitteln sowie allerlei Vorschriften und Unternehmensrichtlinien herunter. Es klang fast wie ein zitierter Kinderreim, und Emily nickte artig im Takt mit dem Kopf, bis ihr auffiel, dass ihr Gegenüber verstummt war und über den Schreibtisch gebeugt fragte: »Können

Sie sich das alles merken?« Die Frau lächelte erneut. Aus den Ärmeln ihres grünen Blazers lugten ihre feisten Handgelenke hervor. Emily spürte Übelkeit in sich aufsteigen beim Anblick des grünen Stoffs, der fleischigen Hände sowie des Lächelns, das mehr einem Zähnefletschen glich.

Sie nickte. »Ja.«

Die Dunkelheit ihrer Haut wirkte irgendwie unsauber auf dem blütenweißen Formular, das ihr die Frau zum Unterschreiben hinschob. Emilys Hand schwebte über der Linie, auf die sie ihren Namen malen sollte. Ihre Hand zitterte, und Emily schauderte, und ihr Magen grummelte unheilvoll.

Draußen wickelte sich Emily ihren Schal dreimal um den Hals, sodass er eine Art wollene Stütze für ihr Kinn bildete. Schon jetzt, Anfang September, hing ein erster Anflug winterlicher Kälte in der Luft und kroch ihr in die Knochen. Von nun an würde sie bis mindestens April frieren. Hatte sich die Kälte erst einmal eingemischt, dann war es in diesem Land schier unmöglich, sich wieder aufzuwärmen. Daran würde sie sich wohl nie gewöhnen. Doch der Schal half; es war ein gutes Gefühl, ihn als Barriere zwischen den Kräften der Natur und ihrem langen, schlanken Hals zu spüren. Ihre Tante hatte sie oft gedrängt, ihre heißgeliebten dicken Stricksachen abzulegen und sich etwas femininer zu kleiden. Aber dann hatten sich die unschönen Szenen gemehrt, sodass Auntie und Uncle am Ende sichtlich erleichtert gewesen waren, als Emily

schließlich ganz aus ihrem Leben verschwunden war, statt bloß in ihren sackartigen Kleidungsstücken.

Ein Bus brauste an Emily vorüber – ihr Bus. Sie rannte los, um ihn noch zu erwischen, und lächelte den Fahrer an, der gerade so lange anhielt, bis sie eingestiegen war und ihre Oyster Card an das Lesegerät gehalten hatte. Dann machte das Fahrzeug einen Satz nach vorn, sodass Emily beinahe das Gleichgewicht verloren hätte. Früher war sie sportlich gewesen, doch mittlerweile war sie stets etwas wackelig auf den Beinen und musste sich festhalten, um nicht zu stürzen.

Sie hangelte sich von Stange zu Stange durch den Bus, bis sie an einen leeren Platz gelangte, wobei sie es tunlichst vermied, die anderen Fahrgäste anzusehen, die ihrerseits darauf bedacht waren, jeglichen Blickkontakt zu vermeiden. Anfangs, bei ihrer Ankunft in England, war es ein regelrechter Schock gewesen, dass sich die Leute auf der Straße oder im Bus nicht grüßten und auch sonst nur im äußersten Notfall etwas sagten. Dann und wann ging noch immer ihr sonnendurchfluteter Instinkt mit ihr durch, aber wenn es an England etwas gab, das Emily liebte, dann genau das: die Anonymität, die Möglichkeit, nicht bemerkt, nicht identifiziert, nicht kategorisiert zu werden. Es war ein gutes Gefühl, von Scharen von Menschen umgeben zu sein, deren Namen sie nicht kannte und die an einander vorbeihasteten, ohne von ihrer Umgebung Notiz zu nehmen. Es war tröstlich, in einem der hohen Sozialwohnblöcke zu leben, in denen sämtliche Etagen identisch waren und jede Wohnung genau den gleichen Grundriss hatte wie die ihre im fünften Stock. Es war

beruhigend, dass die Leute hier ein so ausgefülltes Leben führten, sich so ganz und gar auf sich selbst und ihre individuellen Ziele konzentrierten. Es war willkommene Isolation. Flucht.

An der Haltestelle Golders Green stieg Emily aus. Von dort war es zwar noch eine Viertelstunde zu Fuß bis zu ihrer Wohnung, aber sie musste noch einkaufen und tat das lieber in einem der großen Supermärkte, wo es vor Kunden wimmelte, statt in dem kleinen Laden um die Ecke. Sie war nur ein paarmal dort gewesen, dennoch erkannte die Besitzerin sie bereits und stellte ihr Fragen wie: »Heute keine Avocados? Ich habe wunderbare Mangos, wie wär's damit? Mögen Sie keine Mangos?«, und in der Vorwoche: »Woher kommen Sie?«

Emily betrat eine Tesco-Filiale und nahm sich einen der Einkaufskörbe. Sie hatte genau vier Pfund und dreiundsiebzig Pence im Portemonnaie. Sie musste also sorgsam auswählen, denn das Geld musste bis Ende der Woche reichen, und es war erst Mittwoch. Widerstrebend steuerte sie den Gang mit den Konserven an, legte je eine Dose Bohnen und Mais der billigsten Marke in ihren Korb, gefolgt von einer reduzierten Packung Toastbrot, bei der das Mindesthaltbarkeitsdatum demnächst ablief, sowie drei Bananen. Sehnsüchtig beäugte sie die Avocados, doch die waren hierzulande exotisch und teuer. Emily griff nach einem kleinen, harten Exemplar und ließ es rasch in ihrer Jackentasche verschwinden. Die Frau an der Kasse begrüßte sie höflich, aber ohne sie wiederzuerkennen. Emily lächelte, rubbelte mit Daumen und Zeigefinger an dem Packen Plastiktüten, ehe sie die obersten zwei abriss

und ihre Einkäufe gleichmäßig darauf verteilte, damit ihr die Griffe auf dem Nachhauseweg nicht in die mageren Arme schnitten. Sie hängte sich die Schlaufen stets über die Unterarme, statt sie mit den Händen zu fassen. Wenn sie früher mit Auntie einkaufen gegangen war, hatten sie gemeinsam oft fünfzehn Tüten geschleppt; zehn davon hatte Emily getragen, auf den Unterarmen, die Henkel jeweils im Abstand von drei, vier Zentimetern, sodass sich die Haut dazwischen hochwölbte, als sollte auch sie auf ihren Reifegrad geprüft werden, genau wie die Avocados, die sie gekauft hatten. Das war ganz am Anfang gewesen, als sie noch Dankbarkeit empfunden hatte, weil Auntie gekommen war und sie gerettet hatte. Damals hatte Emily in ihrer Naivität übersehen, dass ein einfacher Ortswechsel nicht genügt für wahre Rettung. Erinnerungen sind nicht in der Erde verwurzelt.

Auntie hatte sie geliebt, das war Emily mittlerweile bewusst, wenngleich sie ihre Liebe damals nicht hatte spüren können; sie hatte sie, wie so vieles andere auch, erst später als solche erkannt, nachdem sie ihr abhandengekommen war. Sie konnte wahrlich von Glück sagen, dass Auntie und Uncle sie so lange ertragen hatten. Drei Jahre hatten sie es mit ihr ausgehalten, wobei Emily stets klar gewesen war, dass sie mit ihrem Geschrei und ihrem Schweigen und ihrem wiederholten Verschwinden die Geduld der beiden überstrapazierte. Mit der Zeit war Auntie ihr gegenüber immer öfter laut geworden, und Uncle hatte sie einmal geohrfeigt. Was alles noch schlimmer gemacht hatte. Als sie sie schließlich vor die Tür gesetzt hatten, war das keine große Überraschung für

Emily gewesen. Sie hatte sich gesagt, dass sie sich so ohnehin sicherer fühlte. Allein und jederzeit fluchtbereit.

Als sie um die Ecke bog, erblickte sie vor dem Eingang ihres Wohnblocks einen weißen Transporter. Sie verfolgte, wie zwei Männer hineinkletterten und mit Umzugskisten beladen wieder heraussprangen. In Afrika wären sie von einer Mensentraube umringt gewesen. Jeder Neuankömmling war ein Kuriosum, das beäugt und taxiert werden musste. *Wer allein reist, kann erzählen, was er will*, besagte eines der vielen Sprichwörter, die Emily selbst nach all den Jahren noch hartnäckig im Kopf herumspukten. Es steckte ein Körnchen Wahrheit darin, und früher - zu einer anderen Zeit, an einem Ort, den es nicht mehr gab - wäre es ihr selbstverständlich erschienen, dass die Geschichten eines Fremden geprüft und wiederholt wurden, dass Fragen gestellt wurden und man ermutigt wurde, welche zu stellen. Emily schob die Henkel der Tüten etwas höher, ehe sie den Transporter wortlos passierte.

Der Lift war wieder einmal defekt, also ging sie zu Fuß und versuchte, den Gestank von Bier und Urin im Treppenhaus nicht allzu tief einzuatmen. Es erstaunte sie nach wie vor, dass man so rasch eine Wohnung für sie aufgetrieben hatte, dass man sie ihr so bereitwillig überlassen hatte, und das in einem Land, in dem die Menschen einander auf der Straße kaum je ins Gesicht sahen. Ihre Tante hatte ihr die Begriffe *Asyl* und *Sozialhilfe* erklärt und erzählt, dass sie und ihr Mann beides bekommen hatten, ehe sie einen britischen Pass erhalten und Arbeit gefunden hatten, und deshalb nicht mehr darauf

angewiesen waren. Auntie hatte voller Stolz und Zufriedenheit davon berichtet, wie weit sie es gebracht hatten. Das rief sich Emily stets in Erinnerung, wenn auch nicht aus der gleichen Ambition heraus, und sie fand es nicht weiter schlimm, wenn sie im Treppenhaus bisweilen die Luft anhalten musste. Dennoch war sie außer Atem, als sie die fünfte Etage erreicht hatte. Ehe sie den Korridor entlangging, blieb sie stehen, nahm beide Tüten in eine Hand und kramte mit der anderen ihren Schlüssel aus der Handtasche. So machte sie es immer - sie blieb stehen, suchte, spürte die beruhigende Kühle des Metalls in ihrer Handfläche. Ein Instrument der Sicherheit. Der Macht.

Emily hob den Kopf und spähte zur Nachbarswohnung hinüber, deren Tür von einer großen Pappschachtel offengehalten wurde. Aus dem Inneren drangen Männerstimmen. Sie hatte die Bewohnerin nur ein einziges Mal gesehen - eine winzige, bucklige Greisin, die offenbar nie Besuch bekam, das wusste sie immerhin. Das Pfeifen des Teekessels war das einzige Geräusch, das Emily je aus ihrer Wohnung vernommen hatte. Wie es aussah, war die Frau gestorben, denn die Stimmen, die sie nun hörte, waren die der Männer vom Transporter unten. Offenbar zog einer von ihnen gerade ein. Emily fragte sich flüchtig, wie lange die Frau wohl tot nebenan gelegen hatte, wer sie gefunden haben mochte, ob ihr verwesender Körper bereits zu riechen angefangen hatte. Da sich Schritte auf der Treppe näherten, eilte sie zu ihrer Wohnung und schloss gleich darauf sorgfältig hinter sich ab.

Der Raum war winzig, die Fenster gingen auf einen kleinen Innenhof hinaus, in den kaum Licht gelangte, weil

die Gebäude ringsum so eng beisammenstanden. Emily atmete tief durch. Sie fühlte sich wohl hier in ihrem düsteren Rattenloch. Es half, dem Licht und der Klarheit sonniger Tage so fern zu sein. Leise leerte sie die Einkaufstüten, legte die gestohlene Avocado zum Nachreifen auf die Arbeitsplatte und steckte eine Scheibe Brot in den Toaster. Sie wusste, sie sollte die Bohnen lieber nicht jetzt gleich essen, aber sie hatte Hunger, also holte sie den einzigen Kochtopf, den sie besaß, aus dem Schrank unter der Spüle und öffnete mit einem Messer die Dose, ehe ihre Vernunft ihr Einhalt gebieten konnte. Der dickflüssige dunkelrote Inhalt landete mit einem befriedigenden Klatschen auf dem Topfboden. Während sie die Bohnen erwärmte, drehte sie den Hahn über der Spüle auf, ließ das Wasser laufen, bis es kalt war, und hielt dann ein großes Trinkglas darunter, bis es überlief – ein Hauch von Luxus, bei dem sie nach wie vor Freude und Hoffnung empfand.

Sobald ihr Abendessen fertig war, begab sich Emily damit zu dem Kissen vor dem Fernseher, der in ihrem früheren Zimmer gestanden hatte. Auntie hatte ihr – wohl in einem Anfall von Nächstenliebe oder aus Mitleid oder um ihr Gewissen zu beruhigen – gestattet, ihn mitzunehmen, nebst der Kleidung, die sie ihr im Laufe der drei Jahre gekauft hatte, und einem Bündel zusammengefalteter Zehnpfundnoten, die sie Emily mit erschöpfter Miene beim Abschied in die Hand gedrückt hatte. Der Fernseher war Emilys wichtigstes Mittel der Ablenkung von der trostlosen Wirklichkeit, und der Platz auf dem Boden davor war für sie zu einem Ort geworden,

von dem aus sie Gelächter und Glamour miterleben konnte, Optimismus, Frivolität, Extravaganz, Romantik, Hoffnung, Träume, Erfolg. Manchmal wünschte sie, sie wäre einer der glücklichen Menschen auf dem Bildschirm, oder zumindest eine der jungen Kellnerinnen im Café um die Ecke, die während ihrer Zigarettenpausen draußen herumalberten und beim Lachen mit glänzenden Augen den Kopf in den Nacken warfen. Eine Zeit lang hätte sie alles gegeben für diese Fröhlichkeit, diesen Glanz, doch wie es schien, war sie nicht in der Lage, die in ihr herrschende Finsternis abzuschütteln. Ihren Zorn. Ihren Kummer. Inzwischen machte sie sich kaum noch die Mühe, es zu versuchen.

Sie hörte rasche Schritte vor ihrer Wohnungstür, die sich entfernten und gleich darauf zurückkehrten, mit Verstärkung und deutlich langsamer. Emily stellte den Teller mit den Resten ihres Abendessens vor sich auf den Boden, machte den Fernseher aus und rutschte von ihrem Kissen. Seitlich auf dem Boden liegend, erspähte sie durch den Spalt unter der Tür die großen Turnschuhe eines Mannes, der rückwärtsging, gefolgt von den Füßen seines Gegenübers, die in Sandalen steckten. Die beiden Männer trugen etwas. Der Mann mit den Sandalen war dunkelhäutig, wenn auch nicht so dunkel wie Emily, und auf seinen Zehen sprossen drahtige Härchen, die sich widerborstig zwischen den Riemen des Schuhwerks kräuselten. Er rief dem vorn gehenden Mann etwas zu, in einer Sprache, die nicht Englisch war und die sie nicht verstand, worauf sie beide innehielten. Emily blieb auf dem Boden liegen und lauschte ihrem gedämpften Gemurmel.

Nach einer Weile bewegten sich die Füße wieder und verschwanden aus ihrem Blickfeld.

Emily begann zu weinen.

Manchmal überkam es sie ganz langsam, sodass ihr noch genügend Zeit blieb, um sich eine Tasse süßen Tee zu machen, ein Bad einzulassen oder im Fernsehen nach Ablenkung zu suchen. Dann wieder überfiel es sie wie jetzt ganz plötzlich. Wütend schlug sie mit der flachen Hand auf die heißen Tränen ein, die ihr über die Wangen strömten, doch das ließ sie nur umso heftiger fließen. Sie richtete sich mühsam auf und schlang die Arme um die Beine, die Knie an die Brust gepresst, doch nun wanderten ihre Gedanken zu der Rasierklinge, die sie im Schrank unter der Spüle versteckt hatte, unter Toilettenpapier und Zahnpasta. Die Narbe auf ihrer Stirn pochte so heftig, dass ihr schwindelte. Ihr Magen krampfte sich zusammen. Aus Angst, sich übergeben zu müssen, legte sie sich wieder seitlich auf den Boden. Ihr fehlte die Energie, um sich zur Toilette zu schleppen, oder auch nur zum Mülleimer in der Ecke. Sie konnte bloß daliegen und sich an den steifen, ausgetretenen Teppich klammern, der ihr Halt gab, bis es vorbei war.

Als es endlich vorüber war, kroch sie zurück zu dem Kissen vor dem Fernseher. Sie fühlte sich schlapp und antriebslos, und beim Anblick der erkalteten restlichen Bohnen auf ihrem Teller wurde ihr übel. Ihr dröhnte der Schädel nach dem langen Weinkrampf, und ihre Kehle war trocken, doch sie konnte sich nicht dazu aufraffen, sich noch ein Glas Wasser zu holen. Sie machte den Fernseher wieder an. In einer Dokumentation ging es um

irgendwelche Insekten. Hastig schaltete sie um. Nun erschien Talkshow-Moderator Jeremy Kyle, wie immer darum bemüht, einen der herrlich trivialen Dispute zu schlichten, die ausreichten, um die in die Sendung eingeladenen Familien zu entzweien. Emily rollte sich zusammen und drückte erneut die Knie an die Brust. Ihr Kopf ruhte auf dem Kissen, doch kaum schloss sie die Augen, lag sie keuchend und nach Luft ringend auf einem Acker, in einer flache Furche zwischen zwei schnurgeraden Reihen Süßkartoffelpflanzen, die Wange an den Erdboden geschmiegt, sodass sie die fetten Raupen an der Unterseite der Blätter sehen konnte.

Sie schlug die Augen auf.

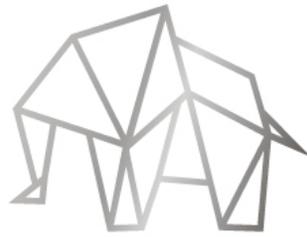
Blinzelte. Schmeckte Dunkelheit, trocken und erdig; eine kratzende Dunkelheit, die ihre Augen bedeckte, während in der Nähe Stimmen ihren Namen kreischten und grässlich fiebrig und überdreht »Gleich haben wir dich!« johlten.

Sie blinzelte erneut. Konnte plötzlich wieder klarer sehen und erspähte mit einem Mal in der Ferne ihre Mutter. Emily rappelte sich auf und rannte auf sie zu, immer schneller, bis die Muskeln ihrer Arme und Beine vor Anstrengung brannten, doch die Distanz zwischen ihnen schien immer größer zu werden. Sie schrie, brachte aber keinen Ton heraus. Sie winkte, doch ihre Bewegungen waren langsam und kaum zu erkennen. Sie rannte, aber mit jedem Meter, den sie zurücklegte, entfernte sie sich noch weiter, und je länger Emily rannte, desto mehr Kummer spiegelte sich in den Augen ihrer Mutter. Schließlich blieb Emily stehen. Ihre Mutter war unerreichbar. Unbekleidet. Unbewaffnet. Unbeugsam.

Emily schlug die Augen auf.

Ihre Mutter war fort.

Und aus dem Fernseher tönte tröstlich Jeremy Kyles  
krakeelende Stimme.



## KAPITEL ZWEI

**M**ANCHMAL STARRT sie sich minutenlang im Spiegel an. Zumindest nimmt sie an, dass Minuten verstreichen. Vielleicht auch Sekunden. Oder Stunden. Manchmal schneidet sie Grimassen, verzieht ihr Gesicht zu abstoßenden Fratzen, zu einer hässlichen Version ihrer selbst. Aus Schönheit wird Biest. Sie hört oft, dass sie schön ist. Luke sagt es ihr andauernd. Er bringt ihre Frisur in Ordnung, indem er ihr eine blonde Haarsträhne hinters Ohr streicht, und dann legt er ihr den Daumen auf die Lippen, um sie sanft zu schließen, und flüstert es ihr zu. Auch Charlie hat es ihr gesagt, hat es ihr ins Ohr gekeucht, während er sie von hinten nahm. Er hat sich anders ausgedrückt - *schön* gehörte nicht zu seinem aktiven Wortschatz, dennoch hatte es den Anschein, als sei es ehrlich gemeint, und es hat sie heiß gemacht. Manchmal rümpft sie die Nase, schielt, stülpt die Lippen nach außen, um zu testen, ob sie ihre Schönheit trotzdem noch sehen kann - die, die angeblich von innen kommt. Sie sieht nichts

dergleichen. Sie murmelt ihren Namen, wie um sie auf diese Weise heraufzubeschwören. *Vera, Vera, Vera*. Sie kann nicht antworten. Noch einmal: *Vera*.

»Vera?«

Vera blinzelt. Sie fragt sich, wie lang sie wohl schon nach oben starrt auf den glänzenden Stoff des Heißluftballons. Sie schweben über einem Acker in Hertfordshire, nur ein paar Kilometer von dem Haus entfernt, in dem sie aufgewachsen ist. Luke kniet vor ihr, einen Ring in der Hand. »Ja«, sagt sie.

Dreihundertfünfundsechzig Tage sind vergangen seit ihrer ersten Begegnung auf einer Benefizveranstaltung, auf der sie als PR-Beraterin zu tun hatte und er im Auftrag des Ministeriums für auswärtige Angelegenheiten und Commonwealth-Fragen eine Rede hielt. »PR-Leute sind schlimmer als Paparazzi«, scherzte er damals, »die sind noch nicht einmal auf der Jagd nach der Wahrheit, sondern produzieren bloß einseitige Propaganda.« Worauf sie konterte: »Wer für die Politik zu feige ist, wird Beamter, da hat er Macht, aber keine Verantwortung.«; »Vor Gott, dem Herrn müssen wir früher oder später alle Rechenschaft ablegen«, erwiderte er, und dank der Mischung aus Verschmitztheit und Ernst, mit der er sie dabei ansah, war sie binnen Sekunden verrückt nach ihm. Ihre neueste Droge. Innerhalb eines Jahres hat er alle anderen ersetzt.

Es ist sechshundertzwei Tage her, seit Vera das letzte Mal gekokst hat, und vierhundertdreiunddreißig Tage, seit sie etwas anderes als Camel Light geraucht hat – wobei Luke glaubt, dass sie auch die nicht mehr anrührt –, und genau dreihundertsechshundertzwei Tage, seit sie zuletzt

Sex hatte. Charlie findet ihre wundersame Wandlung höchst amüsant und ist überzeugt, dass sie nicht von Dauer sein wird. Sie telefoniert noch gelegentlich mit ihm, was Luke nicht weiß. Er hat sie schon früh gebeten, Charlie nicht mehr zu kontaktieren. Sie hat damals eingewilligt, ohne darüber nachzudenken, aber es ist eine der wenigen Angewohnheiten, die sie nicht ablegen kann. Eine Art Selbstgeißelung.

Vera beugt sich nach vorn und küsst Luke zärtlich auf den Mund. Er riecht nach Kaffeebohnen. Nach denen von Abel und Cole, die er von Hand mahlt, mit seiner Kaffeemühle.

*Er riecht nach Kaffeebohnen.*

Wäre Veras Leben ein Film, dann einer mit zahlreichen Voiceover-Kommentaren. *Er riecht nach Kaffeebohnen.* Sie fragt sich manchmal, ob sie Dinge bemerkt, die andere Menschen nicht bemerken. Sie registriert alles, was ihr durch den Kopf geht. *Sie glaubt, dass sie alles registriert.* Findet das Gehirn aller Menschen die Zeit, jeden Satz fünf Mal umzustellen? Als hätte jemand auf die Pausetaste gedrückt. Stillstand. Pause und Schnellvorlauf zugleich. Sie sieht sich selbst von außen. Ihre Gedanken rasen. Verstreichen Minuten? Hat sie wieder die Nase gerümpft? Manchmal hat sie das Gefühl, noch immer high zu sein. Luke, der vor ihr kniet, betrachtet sie, als wäre sie ein glitzerndes Schmuckstück. Als wäre sie brandneu. *Natürlich heirate ich dich.*

»Natürlich heirate ich dich«, flüstert sie und fügt dann hinzu: »Aber bist du auch ganz sicher? Wenn das Ding hier

nämlich erst einmal an meinem Finger steckt, gibt es kein Zurück mehr!«

»Nun steck ihn schon an, du Scherzkeks.« Luke steht lachend auf und schiebt ihr den Ring an jenen Finger, an den sie aus purem Aberglauben noch nie etwas gesteckt hat, noch nicht einmal einen dieser Hula-Hoop-Knabberzeug-Ringe. Luke hat einen Ring aus Roségold gewählt, mit einem funkelnden Diamanten, der das Licht der untergehenden Sonne einfängt und dessen strahlende Schönheit Vera regelrecht blendet. Sie bewundert das kostspielige Kleinod mit leicht zusammengekniffenen Augen. Der Ring ist zu groß; sie wird ihn enger machen lassen müssen. Im Augenblick begnügt sie sich damit, die Faust zu ballen, um ihn nicht zu verlieren, wobei sie die leichte Reibung der Kante auf ihrer Haut registriert. Sie befinden sich nun im Sinkflug. Unter ihnen erstreckt sich eine sumpfige Wiese.

»Ich habe etwas für dich«, verkündet Luke, sobald sie auf der Rückbank der riesigen weißen Limousine, die er für den Rückweg nach London gebucht hat, Platz genommen und sich etwas aufgewärmt haben.

»Na, ein Glück. Ehrlich gesagt fand ich den Diamantring ein bisschen dürftig.«

Luke lacht. »Du bist so witzig.« Vera liebt es, dass er jeden ihrer Scherze kommentiert, als wäre auf seine körperliche Reaktion allein kein Verlass. Alles an ihm ist eindeutig, unmissverständlich. Sie fühlt sich so sicher und geborgen angesichts dieser Gewissheit, dieser Klarheit. Vera kann nicht mehr beurteilen, ob sie witzig ist. Früher

hat sie oft gehört, sie sei witzig. Sie hat sich auch immer sehr ins Zeug gelegt und darauf geachtet, beim Witzereißer alles richtig zu machen. Sie wollte diese Kunstform ebenso meisterhaft beherrschen wie ihr Vater. Inzwischen tut sie das nur noch für Luke und verlässt sich auf sein Urteil.

Luke sitzt sehr aufrecht da. Er wirkt fehl am Platz in dieser Limousine mit ihren Ledersitzen. Obwohl er sich etwas Besseres leisten könnte, fährt er einen Toyota Prius aus zweiter Hand, weil das Ressourcen schont; er verwendet eine Aktentasche mit den Initialen seines Vaters und einem Riss an der Vorderseite, und er trägt Hemden, die uralt sind oder die seine Mutter ihm gekauft hat. Das besondere Programm des heutigen Tages zeugt von seinen besonderen Gefühlen für Vera. Sie lächelt und will seine Hand nehmen, doch Luke angelt stattdessen etwas vom Beifahrersitz der Limousine – einen kleinen, schweren Gegenstand, den er ihr nervös überreicht. »Ich dachte ... Also, ich hoffe, du freust dich darüber«, sagt er. »Über eine eigene ... Eine neue, meine ich. Na ja, lies erst die Karte.«

Wäre sie allein, würde sie sich wie ein kleines Kind sofort auf das Geschenk stürzen und ungeduldig das Papier aufreißen. Lukes Blick ruht auf ihr, während sie bedächtig die Karte aus dem roten Umschlag zieht und den Kunstdruck – ein Ölgemälde, das einen Heißluftballon zeigt – betrachtet.

»Hm, ein Ballon? Wie kommst du denn darauf?« Sie grinst, doch jetzt ist nicht die Zeit für Scherze. Luke schweigt, während sie liest, was er hineingeschrieben hat.

Es ist nur ein Satz: *Eine dreifache Schnur reißt nicht so schnell.*

Das ist garantiert ein Bibelzitat, denkt Vera. Seit sie Luke kennt, geht sie regelmäßig zur Kirche. Weil das sein Ding ist, und weil es ihr von Anfang an eingeleuchtet hat. Nun besucht sie jede Woche die Heilige Messe. Mit ihm, in seiner Kirche. Sie hat sogar ein Gebet, das sie sich jeden Tag viele Male vorsagt wie ein Mantra: *Herr, hilf mir, mich zu bessern, mach mich würdig, mach mich rein. Herr, hilf mir, mich zu bessern, mach mich würdig, mach mich rein.*

Vera sieht zu Luke hoch, ehe sie vorsichtig das Geschenk auspackt. *Mach mich würdig ...* Es ist ein Buch. Eine Bibel mit goldenen Schnittkanten. Auf dem geschmeidigen schwarzen Ledereinband prangen erhabene goldene Buchstaben.

»Für unseren gemeinsamen Neubeginn«, sagt Luke. »Ich weiß ja, wie sehr du ... Ich meine, ich war sehr beeindruckt, dass du ... Na, jedenfalls dachte ich, das könnte genau das Richtige für dich sein.« Er mustert sie gespannt. In seinem Blick liegen Ernst, Eifer, Hoffnung – all die Eigenschaften, zu denen sie sich von Anfang an hingezogen fühlte. Und sein Geschenk verrät ihr, was sie ihn nicht zu fragen gewagt hat: Er verzeiht ihr, er vertraut ihr, er glaubt an sie, ihrer Vergangenheit zum Trotz. *Ihrer Vergangenheit zum Trotz.*

*Der Vergangenheit, von der er weiß ...*

Er wartet ab, und Vera blickt in seine strahlenden Augen und nickt, ganz langsam, mit einer Aufrichtigkeit, die Charlie völlig fremd wäre. »Es ist perfekt, Luke, genau wie du. Ich liebe dich.«

Draußen driften von Nebelschleiern bedeckte Wiesen vorüber. Auf der Straße herrscht allmählich wieder etwas mehr Verkehr. Sie überholen einen Kleinbus mit einer Horde Kinder, die versuchen, durch die beschlagenen Scheiben einen Blick auf die Leute in der imposanten weißen Limousine zu erhaschen. Luke ergreift ihre Hand und verschränkt die Finger mit den ihren. Den freien Arm hat er Vera um die Schultern gelegt. Sie atmet seinen Geruch ein, den Kopf an seine Schulter gelehnt. Sicherheit. Gewissheit. Bestätigung. Sie prägt sich den Moment ein, blendet ihre schlammig-feuchten Schuhe ebenso aus wie den dezenten Kuhdung-Geruch, der irgendwie einen Weg in den Wagen gefunden hat. Die Kamera in ihrem Kopf schwenkt in die Ferne. *Es war ein Tag wie kein anderer ...* Und Vera ignoriert die gerötete Stelle an ihrem Finger, an der der zu große Verlobungsring zu reiben begonnen hat.